

This is the peer reviewed version of the following article:

Warum es nicht egal ist, welche Sprache(n) man erwirbt. Wilhelm von Humboldt als Vordenker einer Theorie des sprachlichen Relativismus / Hornung, A.. - In: DEUTSCHUNTERRICHT. - ISSN 0340-2258. - 2/2018:(2018), pp. 15-25.

Terms of use:

The terms and conditions for the reuse of this version of the manuscript are specified in the publishing policy. For all terms of use and more information see the publisher's website.

12/08/2026 22:36

Warum es nicht egal ist, welche Sprache(n) man erwirbt

Wilhelm von Humboldt als Vordenker einer Theorie des sprachlichen Relativismus

1 Sprachwissenschaft zwischen Aufklärung, Weltbürgertum und nationalstaatlicher Entwicklung

„Denken ist schwer.“ – Unter dieses Motto stellt Heymann Steinthal seine 1855 erschienene Abhandlung über *Grammatik, Logik und Psychologie: ihre Principien und ihr Verhältniss zu einander*. Damit trifft der bedeutendste Humboldt-Interpret, -Kritiker und -Kommunikator des 19. Jahrhunderts (Trabant 1990, 261) den Kern der zum Teil polemisch geführten Auseinandersetzungen um die Positionen der Sprachwissenschaft, die sich im 19. Jahrhundert vorwiegend mit der Suche nach Antworten auf ihre Grundsatzzfragen „Woher überhaupt kommt Sprache?“, „Wie entstehen Sprachen?“, „Wie kann man Sprachen klassifizieren?“, oder auch „Welche Verwandtschaft gibt es zwischen den Sprachen?“ beschäftigen. Neben Herders, Hamanns und den Arbeiten der Brüder Schlegel zu dieser Thematik stehen um die Mitte des 19. Jahrhunderts vor allem die Schriften Wilhelm von Humboldts zur *Sprachkunde* im Mittelpunkt der Diskussion.

Wilhelm von Humboldt, 18 Jahre nach Goethe geboren, gehört der Generation von universal gebildeten Forschern an, die sich im Studium das Rüstzeug zu wissenschaftlichem Denken und Handeln erwerben und ihre Fähigkeiten dann später in anderen Disziplinen weiter erproben und vertiefen. Er studiert Rechtswissenschaften für ein Semester an der Viadrina-Universität in Frank-

furt/Oder und ab April 1788, obwohl dies preußischen Staatsbürgern verboten ist, an der einen ausgezeichneten Ruf genießenden Reformuniversität „Georgia Augusta“ in Göttingen. Daneben widmet er sich aufs intensivste den Schriften Kants, hört Vorlesungen bei Heyne über Antike Philologie, über Experimentalphysik bei Georg Christoph Lichtenberg und wird bei Johann Friedrich Blumenbach, dem Prof. für Medizin, in die Methoden der Naturforschung eingeführt (Geier 2009, 62ff.). Wie damals üblich, haben die Studenten auch Zugang zu aufgeklärten und sich im Sinne Kants selbst aufklärenden Gesprächskreisen und den Familien ihrer Professoren (vgl. Kant 1784, 483), wo auch die beiden Humboldt-Brüder willkommene Teilnehmer sind. In diesem fruchtbaren geistigen Umfeld erwirbt Wilhelm von Humboldt die Kompetenzen, die ihn zu einem der Mitbegründer der deutschen Sprachwissenschaft werden lassen (Oesterreicher 2013, 311 und A. 39; 315ff.). Seine Sprachstudien führt der vielseitig interessierte Humboldt auf den ausgedehnten Bildungsreisen weiter, die dem erfolgreichen Abschluss seiner Studien folgen. Wichtige Impulse erhält der junge Privatgelehrte, Ehegatte und Vater während seines zweijährigen Aufenthaltes (1797–1799) in Paris, der postrevolutionären „Welthauptstadt des Geistes“ (Stierle 1983, 90), wo die Experten der Indogermanistik, Arabistik und Sinologie die angehenden Sprachwissenschaftler aus ganz Europa anlocken (Oesterreicher 2013, 302ff.). Mit den Pariser

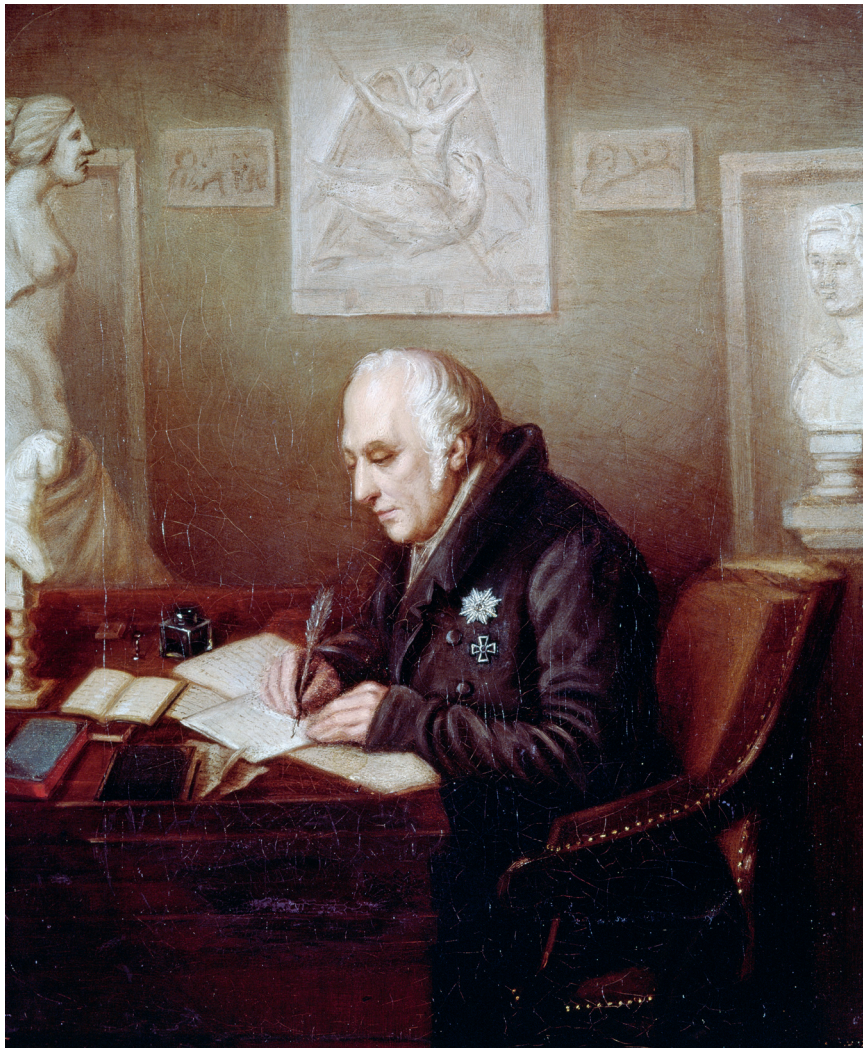


Abb. 1: Wilhelm von Humboldt in seinem Arbeitszimmer im Schloss Tegel, um 1830.

Studien und der auf einen Spanienaufenthalt folgenden Beschreibung des Baskischen findet der polyglotte Weltbürger sein Lebensthema, die *Sprachkunde*, wie von Humboldt selbst die systematische Analyse und die Beschreibung von Sprachen bezeichnet (Humboldt 1836b, 4). Im Folgenden sollen seine Arbeiten nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst 1819 von Interesse sein, insbesondere seine Schrift *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*, die als Einleitung zu seiner umfassenden Untersuchung der Kawi-Sprachen konzipiert war und von seinem Bruder Alexander posthum herausgegeben wurde. Für die Zitate wird

die leicht zugängliche digitalisierte Ausgabe von 2016 verwendet (im Folgenden zitiert als „Humboldt 1836b“).

2 Sprachkunde

Wilhelm von Humboldt schöpft seine Erkenntnisse aus dem diachronen wie auch aus dem synchronen Vergleich der Sprachen. Sprachkunde ist für ihn Empirie. Erfahrung, Beobachtung, eigene vergleichende Untersuchungen und das gründliche Studium vorhandener Sprachbeschreibungen sind sein Methodenrepertoire.

2.1 Die *eine menschliche Sprache* und die *eigenthümlichen Einzelsprachen* der Nationen

Ich sage hier *Sprachkunde*, nicht, wie gewöhnlich zu geschehen pflegt, *Sprachenkunde*. Bekanntlich geht im Deutschen bald der Singular, bald der Plural in die Zusammensetzung über. [...] ich brauche, obgleich hier immer von mehreren Sprachen die Rede ist, dennoch mit Absicht die erstere dieser Formen, um gleich durch den Ausdruck daran zu erinnern, dass die Sprache eigentlich nur Eine, und es nur diese eine menschliche Sprache ist, die sich in den zahllosen des Erdbodens verschieden offenbart. [...]

HUMBOLDT 1836b, 4f.

„Es gibt nur Eine Sprache.“ (Bichsel 1994) – Humboldts nicht hoch genug einzuschätzender Gedanke von der *einen* menschlichen Sprache lebt auch im 20. Jahrhundert weiter. Peter Bichsel greift auf Franz Rosenzweig (1926) zurück, wenn er seinen Anspruch verteidigt, dass sich Menschen, egal, welcher Sprache, miteinander verständigen können, denn „Sprache stellt sich ein“, wo und wenn das Bedürfnis nach Kommunikation besteht (Bichsel 1994). Und im multilingualen Klassenzimmer des 21. Jahrhunderts wird das Konzept von der einen, die Menschen zusammenführenden Sprache unter dem Oberbegriff „translingualism“ als didaktische Methode neu produktiv (Canagarajah 2013). Wenn es nur *eine* menschliche Sprache gibt, so stellt sich die Frage, was diese Sprache ausmacht, was überhaupt Sprache als solche charakterisiert, und wie es denn dazu

kommt, dass sich in den unterschiedlichen menschlichen Gemeinschaften ganz unterschiedliche Sprachen herausgebildet haben. Humboldt stellt deshalb seinem Prinzip von der *einen* Sprache aller Menschen ein Differenzierungsmodell zur Seite, das von Anfang an deutlich macht, dass Einzelsprachen in ihren konkreten Ausformungen nicht austauschbar sind. Denn – so Humboldt – Religion, Geschichte, Zivilisation, Kultur bzw. Unkultur beeinflussen die Art, wie sich die Sprachen innerhalb bestimmter zusammengehörender Gruppen von Menschen herausbilden, und die den Sprechenden *eigenthümlichen* Sprachen wiederum beeinflussen ihre *Weltansicht* (Humboldt 1836b, 13). Auf dieser Konzeption einer dynamischen Wechselbeziehung zwischen individuell-gemeinschaftlicher kultureller und sprachlicher Entwicklung fußt auch Humboldts Begriff der *Nation*:

Durch diesen heftenden, leitenden und bildenden Einfluss der Sprache wird auch erst der höhere, und oft wohl nicht deutlich genug erkannte Begriff des Wortes *Nation* sichtbar, so wie die Stelle, welche die Vertheilung der Nationen in dem grossen Ganzen einnimmt, auf dem sich der geistige Bildungstrieb des Menschengeschlechts seine Bahn bricht. Eine Nation in diesem Sinne ist eine durch eine bestimmte Sprache charakterisierte geistige Form der Menschheit, in Beziehung auf ideale Totalität individualisiert.

HUMBOLDT 1836b, 16

Unverkennbar zeigt sich in diesem Hinweis auf den Begriff der Nation, wie sehr in der Folge der Französischen Revolution, der Napoleonischen Kriege und der restaurativen Neuordnung Europas durch den Wiener Kongress nationalstaatliches Denken den Zeitgeist immer mehr durchdringt. Es wird aber auch deutlich, dass der Begriff der Nation für Humboldt keine politisch gefasste Einheit darstellt, sondern unabhängig von staatlicher Einengung für eine Gemeinschaft von Menschen steht, die sich beständig auf ein Ideal hin geistig weiterbildet und diese geistige Anstrengung in der besonderen Gestalt ihrer Sprache zum Ausdruck bringt. Damit skizziert der Kantianer, der es wagt, „sich seines Verstandes ohne die Leitung eines anderen zu bedienen“ (Kant

1784, 481), der im besten kantischen Sinne mittels seiner Schriften „öffentlichen Gebrauch“ macht von seiner Vernunft und im „privaten“ Leben seinen Einsichten und Erkenntnissen Taten folgen lässt (Wehler 1987 Bd. 1, 450, 475; Bd.2, 341f., 504f.; Geier 2009, 145ff.; 261–270), den Horizont für weit offenere gesellschaftliche und staatliche Entwicklungen, als sie die auf Machterhalt ausgerichteten reaktionären Adels-herrschaften später im 19. Jahrhundert für die Menschen deutscher Zunge zuließen.

2.2 Es gibt keine „barbarischen“ Sprachen

Um Antworten auf die Fragen der *Sprachkunde* finden zu können, ist es, so Wilhelm von Humboldt, unerlässlich, alle Sprachen aus wissenschaftlicher Perspektive zunächst einmal als gleiche zu behandeln und nicht die Sprachen der Fremden im Sinne der Griechen als „barbarisch“, das heißt: unverständlich (Malitz 2001, 47ff.) zu bezeichnen. Humboldt fordert das Studium der Sprachen um ihrer selbst willen ein und lehnt abwertende Hierarchien für fremde Sprachen kategorisch ab:

Zu sehr in ihren heimischen Sprachen befangen, hatten die Griechen und Römer keinen Begriff davon, dass das Studium einer fremden, zumal wenn es nicht Mittel zur Erlernung ausländischer Weisheit oder Geschichte war, Werth haben konnte. Hat doch auch in neuerer Zeit dasselbe Vorurtheil lange geherrscht, giebt es doch auch jetzt noch viele, welche die Zergliederung von Sprachen uncultivierter Nationen kaum für mehr, als für eine Beschäftigung müssiger Wissbegierde halten, [...].

HUMBOLDT 1836b, 9f.

Humboldt selbst macht wahr, was er einfordert. Zusätzlich zu den verschiedenen indogermanischen Sprachen, die er lernt bzw. erwirbt, untersucht er zahlreiche Sprachen mit vielen oder mit wenig Sprecherinnen und Sprechern, mit umfangreichem oder spärlichem grammatischem Formenreichtum. So setzt er sich beispielsweise schon als junger Privatgelehrter ausführlich mit dem Baskischen, einer nicht indogermanischen, isolierten Sprache (Katzner 1995, 62f.) auseinander; er beschäftigt sich, angeregt durch

den regen brieflichen Gedankenaustausch mit dem Bruder Alexander und die ihm von diesem zugesandten Materialien aus Übersee sowie inspiriert durch zahlreiche Missionarsgrammatiken (Oesterreicher 2013, 320, A. 76), mit den indigenen Sprachen Amerikas, und er führt umfangreiche Studien der auf der Insel Java gesprochenen Kawi-Sprache durch (Humboldt 1838).

2.3 Der Bildungswert voll ausgebauter Sprachen

Auch wenn er die Hierarchisierung von Sprachen grundsätzlich ablehnt, unterlässt Humboldt es nicht, wichtige einzelsprachliche Unterschiede dann wertend hervorzuheben, wenn es ihm um den Bildungswert von Sprachen geht. Bereits in seinem Vortrag *Über das Entstehen der grammatischen Formen, und ihren Einfluß auf die Ideenentwicklung* vom 17. Januar 1822 in der Akademie der Wissenschaften stellt er die Verschiedenheit *grammatischer Verhältnisse überhaupt, und ihre[s] Ausdruck[s] in der Sprache* (Humboldt 1825, 270) in den Vordergrund und ergänzt so seine Überzeugung von der alle Menschen verbindenden einen Sprache durch das Konzept einer einzelsprachlich different vorangetriebenen Ideen- und Grammatikentwicklung.

Die grammatischen Verhältnisse insbesondere hängen durchaus von der Absicht ab, die man damit verbindet. Sie kleben weniger den Worten an, als sie von dem Hörenden und Sprechenden hineingedacht werden. Da, ohne ihre Bezeichnung, keine Rede, und kein Verstehen denkbar sind, so muss jede noch so rohe Sprache gewisse Bezeichnungsarten für sie besitzen, und diese mögen nun noch so dürftig, noch so seltsam, vorzüglich aber noch so stoffartig seyn, als sie wollen, so wird der einmal durch vollkommene Sprachen gebildete Verstand sich ihrer immer mit Erfolg zu bedienen, und alle Beziehungen der Ideen mit denselben genügend anzudeuten verstehen.

HUMBOLDT 1825, 272

Übersetzt in zeitgenössische Rede, darf man Humboldts letzten Satz hier wohl so verstehen, dass, wer seinen/ihren Verstand durch eine voll ausgebaute Sprache (Oesterreicher 2005, 99) ausgebildet hat, die eige-

nen Gedanken auch in weniger ausgebauten Sprachen auszudrücken imstande sein wird. Wer mehrere Sprachen kennt, hat dann aber auch die Möglichkeit, den über die verschiedenen einzelnen Sprachen erworbenen Zugang zu unterschiedlicher Ideenbildung in die jeweils anderen Sprachen zu übertragen und so wiederum auch an der Weiterentwicklung der Formenbildung in diesen Sprachen teil (vgl. hierzu auch Abschnitt 4.2 dieses Beitrags).

3 Sprache vs. Sprachen

3.1 Die Sprache als *das bildende Organ des Gedanken*

Was Humboldt im Vortrag von 1825 herausarbeitet, widerspricht nicht seiner Überzeugung von der allen Menschen gemeinsamen, einen Sprache; es differenziert vielmehr die eigene Position weiter aus. Die unleugbare Existenz different strukturierter und unterschiedlich weit ausgebauter Sprachen führt ihn zu einer auch für uns Heutige wichtigen Erkenntnis: Im Formenangebot einer Sprache manifestiert sich der innerhalb einer bestimmten Gemeinschaft von Menschen beständig sich weiterentwickelnde Austauschprozess zwischen Ideenbildung und grammatischer Form. Diese Reziprozität von Sprechen und Denken ist aber im Rahmen des gemeinschaftlichen Handelns einer Sprachgemeinschaft immer auch eine Angelegenheit der oder des Einzelnen. Denn es ist der Gebrauch, den einzelne Menschen von einer oder mehreren Sprachen machen, womit sie den Formenentwicklungsprozess der Sprachen, die sie sprechen, aktiv mitbestimmen.

Diese Funktionalität gemeinschaftlichen und individuellen sprachlichen Handelns erklärt sich aus Humboldts Sprachauffassung, die er in seinem späten Grundlagenwerk *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts* im Abschnitt *Von der Natur der Sprache und ihrer Beziehung auf den Menschen im Allgemeinen* (Humboldt 1836b, 43ff.) ausführlich darlegt:

Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken. Die intellektuelle Thätigkeit, durch-

aus geistig, durchaus innerlich, und gewissermassen spurlos vorübergehend, wird durch den Ton in der Rede äusserlich und wahrnehmbar für die Sinne, und erhält durch die Schrift einen bleibenden Körper. [...] Die intellectuelle Thätigkeit und die Sprache sind daher Eins und unzertrennlich von einander; man kann nicht einmal schlechthin die erste als das Erzeugende, die andre als das Erzeugte ansehen. Denn obgleich das jedesmal Gesprochene allerdings ein Erzeugniss des Geistes ist, so wird es doch, indem es zu der schon vorher vorhandenen Sprache gehört, ausser der Thätigkeit des Geistes, durch die Laute und die Gesetze der Sprache bestimmt, und wirkt, indem es gleich wieder in die Sprache überhaupt übergeht, wieder bestimmend auf den Geist zurück.

HUMBOLDT 1836b, 43f.

Man darf also Sprache im Sinne Humboldts nicht als ein fertiges Produkt, das sich aus Wortelementen und unabänderlichen Regeln für deren Gebrauch zusammensetzt, verstehen. Sprache ist für ihn vielmehr ein beständiger kreativer Prozess, ist höchst komplex vernetztes kognitiv-emotives Handeln, bei dem das einzelne Individuum, indem es sich der in seiner Umwelt vorhandenen Sprache bedient, in Kontakt mit dieser tritt.

3.2 Der Laut als *das eigentliche Wesen der Sprache*

Die Brücke zum anderen ist vor aller Schriftkultur der Laut. Aber der Laut darf nicht als ein rein phonetisches Phänomen gedacht werden; vielmehr ist er in seiner artikulatorischen Bedingtheit als Bestandteil des komplexen Sprachproduktionsprozesses zu begreifen:

Der artikuliert Laut oder, allgemeiner zu sprechen, die Articulation ist das eigentliche Wesen der Sprache, der Hebel, durch welchen sie und der Gedanke zu Stande kommt, der Schlussstein ihrer beiderseitigen Verbindung. Dasjenige aber, wessen das Denken, um den Begriff zu bilden, in der Sprache, strenge genommen bedarf, ist nicht eigentlich das dem Ohr wirklich Vernehmbare; oder um es anders auszudrücken, wenn man den articulirten Laut in die Articulation und das Geräusch zerlegt, nicht dieses, sondern

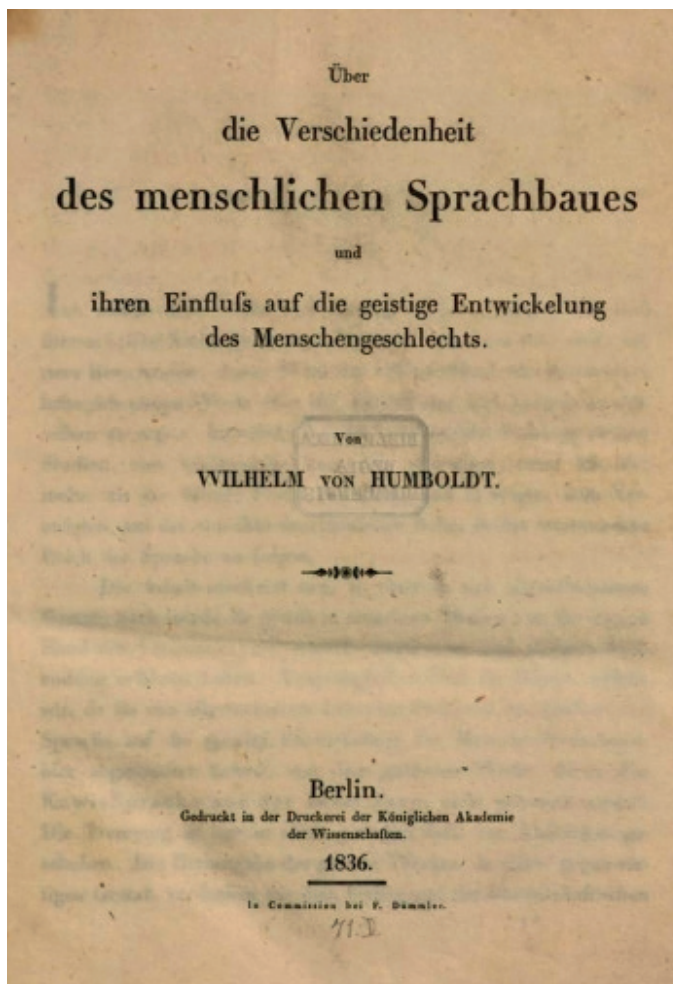


Abb. 2: Titelblatt der Erstausgabe (1836) von *Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*, Berlin: Ferdinand Dümmler, 1836; Bayerische Staatsbibliothek.

jene. Die Articulation beruht auf der Gewalt des Geistes über die Sprachwerkzeuge, sie zu einer Behandlung des Tons zu nöthigen, welche der Form seines Wirkens entspricht.

HUMBOLDT 1836b, 44f.

Es kann einem nur Bewunderung abringen, wie präzise dieser aufgeklärte „größte Sprachphilosoph überhaupt“ (Gauger 1981, 20ff., zit. nach Oesterreicher 2013, 319) die raffinierte Vernetztheit des menschlichen Sprachsystems begreift und mit welcher Sprachgewalt er sie darzustellen weiß. Humboldt beschreibt hier eine Vernetztheit, der die aktuelle Hirnforschung mit immer elaborierteren Geräten und Methoden Schritt für Schritt ihre Geheimnisse entreißt, welche er sich aus

der Untersuchung der Sprachen, vor allem aber aus der Beobachtung seiner Mitmenschen und seiner selbst, erschließen musste. Die Hypothese, dass die Hervorbringung von sprachlichen Lauten „unzer trennlich mit dem Gedanken verbunden“ sei, ist revolutionär. Denn sie impliziert, dass das phonologische System einer Sprache in den Denkformen der Gemeinschaft, die sie spricht, begründet ist. Damit erklärt Humboldt im Grunde, warum es so schwierig ist, Fremdsprachen akzentfrei zu sprechen und vielleicht auch, weshalb wir auf fremde Akzente häufig mit Ablehnung reagieren (zum Shibboleth vgl. Hornung 2006). Mit dem Nachweis eines engen Zusammenhangs zwischen der Steuerung des Artikulationsapparats im Motorkortex und den Sprachzentren unterstützt die jüngere neurobiologische Forschung Humboldts Hypothese (Pulvermüller 2003; Grisoni / McCormick Miller / Pulvermüller 2017).

3.3 Die Komplexität der *Sprachform*

Angesichts verwandter, aber auch einander absolut fremd gegenüberstehender Sprachen sucht der Tegeler Sprachforscher im Begriff der *Form* das Kriterium, mittels dessen er die Sprachen gegeneinander abgrenzen kann. Er versteht darunter eine Form, die fest genug ist, fremde Einflüsse zu absorbieren und zu integrieren, ohne sich dabei selbst aufzulösen, die es aber auch erlaubt, fremd bleibende Elemente als solche zu identifizieren (Humboldt 1836b, 130f.).

Da Humboldt aber davon ausgeht, dass es unter den Menschen nur eine Sprache gibt, und vermutlich auch weiß, dass die Anzahl der von einem Menschen erzeugbaren sprachlichen Laute begrenzt ist (vgl. hierzu die Forschungen J. Mehlers, z. B. Nazzi/ Bertoncini/Mehler 1998), ist ihm auch klar, dass eine Abgrenzung von Sprachen gegeneinander immer an ihre Grenzen stoßen muss. Denn es sind die zahlreichen kleinen und kleinsten Elemente in ihrer sprachspezifischen Kombiniiertheit, die eine Sprache als solche kenntlich machen, während es durchaus möglich ist, dass auch ganz verschiedene Sprachen sich bestimmter gleicher Einzelelemente bedienen (Humboldt ebenda). Die Unterscheidungsmerkmale zwischen den einzelnen Sprachen sind also in größte-

ren Einheiten zu suchen:

Die Punkte, worin die Sprachen sich von einander unterscheiden, sind das Material ihrer Wörter, die grammatische Behandlung und Zusammenfügung derselben, und ihr, diesen beiden Theilen gemeinschaftliches Lautsystem.

HUMBOLDT 1836b, 132

Er bleibt aber skeptisch gegenüber dieser eigenen Feststellung, denn sein Konzept der *Sprachform* beschränkt sich nicht auf eine Sicht, die Sprache primär als System begreift. Zwar anerkennt Humboldt, dass sich die *Einerleiheit der Sprachen*, also das, was sie eindeutig als solche definiert und abgrenzt gegenüber allen anderen, *indirect* im lexikalischen Material und *unverkennbar in dem grammatischen Bau* erkennen lässt (Humboldt 1836b, 134), aber die *Sprachform* hat für ihn darüber hinaus eben auch eine innere Dimension. Wenn nämlich Sprache *das bildende Organ des Gedanken* einer Sprachgemeinschaft und der ihr Zugehörenden ist, muss eine Definition der Sprachform diese Grundbedingung in ihrer ganzen Komplexität mit berücksichtigen. Humboldt formuliert das so:

Die Sprachform, ganz im Allgemeinen betrachtet, ist die Form, in welcher eine Sprache ihre Wortlaute zum Ausdruck des Gedanken gestaltet und ordnet. Da wohl jede Sprache hierin eine gewisse Freiheit gestattet, und die Beschaffenheit des Vorzutragenden Verschiedenheiten nothwendig macht, so muss die Sprachform diese Mannigfaltigkeit des Ausdrucks in sich fassen, und ist insofern ein nach ihnen gebildetes Abstractum. Es würde aber durchaus unrichtig seyn, sie auch an sich bloss als ein solches daseynloses Gedankenwesen anzusehen. In der That ist sie vielmehr der durchaus individuelle Drang, vermittelt dessen eine Nation dem Gedanken Geltung verschafft.

HUMBOLDT 1836b, 134f.

3.4 Sprache als Ausdruck *eigenthümlicher Weltansicht*

Aus der Weiterentwicklung seines multidimensionalen Sprachbegriffs ergibt sich für Humboldt, dass das, was durch Sprechen und mit Sprache bezeichnet und bedeutet wird, imprägniert ist durch die indivi-

duelle Wahrnehmung der einer bestimmten Sprachgemeinschaft Zugehörenden. Im Bezeichnenden, d.h. in der Begrifflichkeit einer Sprache, ihren grammatikalischen Strukturen sowie in ihrer Lautlichkeit, drückt sich das aus, was der individuellen Wahrnehmung ihrer Sprecherinnen und Sprecher gemeinsam ist, ihre Weltansicht charakterisiert, sie miteinander verbindet und von anderen unterscheidet.

Ich wende mich jetzt zu dem durch das Sprechen, oder vielmehr dem durch das Denken in Sprache Erzeugten. [...] In die Bildung und den Gebrauch der Sprache geht nothwendig die ganze Art der subjectiven Wahrnehmung der Gegenstände über. Denn das Wort entsteht ja aus dieser Wahrnehmung, und ist nicht ein Abdruck des Gegenstandes an sich, sondern des von diesem in der Seele erzeugten Bildes. Da aller objectiven Wahrnehmung unvermeidlich Subjectivität beigemischt ist, so kann man schon unabhängig von der Sprache jede menschliche Individualität als einen eignen Standpunkt der Weltansicht betrachten. Sie wird aber noch viel mehr dazu durch die Sprache, da das Wort sich, der Seele gegenüber, auch wieder selbst zum Object macht, und eine neue, vom Subject sich absondernde Eigenthümlichkeit hinzubringt, sodass nunmehr in dem Begriffe ein Dreifaches liegt, der Eindruck des Gegenstandes, die Art der Aufnahme desselben im Subject, die Wirkung des Worts, als Sprachlaut. In dieser letzten herrscht in derselben Sprache nothwendig eine durchgehende Analogie, und da nun auch auf die Sprache in derselben Nation eine gleichartige Subjectivität einwirkt, so liegt in jeder Sprache eine eigenthümliche Weltansicht.

HUMBOLDT 1836b, 68ff.

In keinem Moment seiner Argumentation verlässt Humboldt die doppelte Perspektive der Individualität und der Gesellschaftlichkeit von Sprache. Das Individuum bedient sich einer Sprache, die es in einer Sprachgemeinschaft gemeinsam mit deren Weltansicht, d.h. mit deren Wertvorstellungen, aber auch mit deren Begrenztheiten, erworben hat. Die Begrifflichkeit der eigenen Sprach- und Kulturgemeinschaft sowie das Formenreservoir der eigenen Sprache

bestimmen also sein Denken, werden aber wiederum durch das Individuum und durch den Gebrauch, den dieses von seiner Sprache macht, beeinflusst. Mit dieser Konzeption von Sprache legt Wilhelm von Humboldt den Grundstein für die sprachliche Relativitätstheorie, die von den Vertretern einer universalen Sprachauffassung immer wieder infrage gestellt wurde und wird. Andererseits finden sich aber auch immer wieder Verfechter, wie beispielsweise Whorf (1956), Werlen (2002) und Deutscher (2010), die Humboldts Position aufgreifen und durch ihre Forschungen weiter erhärten.

Für Wilhelm von Humboldt fußt die Erkenntnis von der unauflöslichen Verbindung von Sprache und Weltansicht außer in seinen langjährigen und ausgiebigen Sprachstudien auch in seiner Lebenserfahrung im engsten Familienkreis. Während er sich in den Wirren der napoleonischen Kriege und der für Preußen unter dem eigentlich friedliebenden König Friedrich Wilhelm III. (1797–1840) äußerst demütigenden Situation nach dem Frieden von Tilsit (1807) für seine *Deutschheit* entscheidet, lebt der Bruder Alexander im napoleonischen Paris und denkt und schreibt seine Werke auf Französisch. Wilhelm v. Humboldt, obwohl er selbst jeweils längere Zeit in Paris, Rom, London und Wien gelebt hat, die dort gesprochenen Sprachen spricht und am liebsten für immer in Rom geblieben wäre, fühlt sich seiner deutschsprachigen Herkunftsnation verpflichtet und erlebt die Abwendung des Bruders von der heimischen Sprache und Kultur als eine Phase der Entfremdung (Geier 2009, 274ff.). Er denkt zunehmend national, d.h. in der durch die deutsche Sprache *charakterisierte[n] geistige[n] Form der Menschheit* (vgl. hierzu Humboldt 1836b, 16 und 75–92).

3.5 Ziele des Fremdspracherwerbs

Dieses die innere Familie betreffende sprachnationale Denken ist bei Humboldt aber fern von jedem einengenden, nationalistischen Denken einzustufen und alles andere als ein Aufruf zur selbstgenügsamen Einsprachigkeit. Im Gegenteil, wenn Sprache und Denken aufs engste ineinander verschränkt sind, ist Mehrsprachigkeit bereichernd, ja sogar notwendig. Gerade weil er

vom *unzertrennlichen Zusammenhang* zwischen der Wahrnehmung der Welt und deren Geprägtheit durch die Sprache, in der der ersteren Ausdruck verliehen wird, überzeugt ist, hält Wilhelm von Humboldt es für wichtig, fremde Sprachen zu erlernen. Denn der Erwerb einer neuen Sprache kann die vorhandene *Weltansicht* des Individuums um die *Vorstellungsweise* einer anderen Gruppe von Menschen bereichern.

Die Erlernung einer fremden Sprache sollte daher die Gewinnung eines neuen Standpunkts in der bisherigen Weltansicht seyn, da jede das ganze Gewebe der Begriffe und der Vorstellungsweise eines Theils der Menschheit enthält. Da man aber in eine fremde Sprache immer mehr oder weniger seine eigene Welt- ja seine eigene Sprachansicht hinüberträgt, so wird dieser Erfolg nie rein und vollständig empfunden.

HUMBOLDT 1836b, 70

Humboldt bleibt jedoch bezüglich des endgültigen Erfolgs von Sprachlernen und -erwerb durchaus skeptisch. Trotz oder vielleicht auch wegen seiner eigenen Vielsprachigkeit weiß er, dass der Bereicherung des eigenen Denkens durch das Erlernen einer fremden Sprache bestimmte Grenzen gesetzt sind, und zwar nicht nur, weil die fremden Sprachstrukturen und der neue Wortschatz, auf die sich der Fremdsprachenunterricht so gerne konzentriert, den Blick auf die neue, andere Weltsicht oft eher verstellen als öffnen, sondern weil die als erste erworbene Sprache in die Rezeption und die Produktion einer noch so gut erlernten Fremdsprache immer noch hinüberwirkt.

4 Humboldts Modernität

Wilhelm von Humboldts Arbeiten sind im Kontext der sich im 18./19. Jh. etablierenden historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft und im weiteren Rahmen der europäischen Wissenschafts- und Universalitätsgeschichte zu sehen, für die die Klassifikationsmodelle des Schweden Linné und später Darwins *On the Origin of Species* (ersch. 1859) ähnlich bedeutend werden wie die Untersuchungen des Briten Sir William Jones zur indogermanischen Sprachfami-

lie oder die Forschungen über die semitischen Sprachen des Antoine Isaac Silvestre de Sacy. Vor dem Hintergrund des zu seiner Zeit vorhandenen Wissens vollbringt Wilhelm von Humboldt eine höchst bewundernswerte Leistung. Ausgehend von seiner Erfahrung und auf der Grundlage der Kenntnis zahlreicher Sprachen, die auf den verschiedenen Kontinenten unseres Planeten gesprochen wurden und zu seiner Zeit gesprochen werden, entwickelt von Humboldt seinen höchst komplexen dynamischen Sprachbegriff, dessen Wirkung bis heute reicht. Auf ihn beziehen sich die nachfolgenden Sprachwissenschaftler-Generationen, sie bauen auf ihm auf, reiben sich an ihm; und die neuere Forschung kommt auf der Grundlage neuer Untersuchungsmethoden auch immer wieder zu Ergebnissen, die als eine Bestätigung von Humboldts Annahmen gelesen werden können.

4.1 Sprachen im Wettbewerb

Eine Prägung der Vorstellungswelt durch die Begrifflichkeit und Struktur der ersten Sprache im Verlauf ihres Erwerbs schließt auch die moderne Mehrsprachigkeitsforschung nicht aus. So verweist McWhinneys und Bates' *Competition Model* (McWhinney/Bates 1994; Tomasello/Slobin 2004) schon durch seine Bezeichnung darauf, dass zwischen den verschiedenen Sprachen in einem individuellen Gehirn Wettbewerb besteht und dass die Sprachen ineinander geraten und sich gegenseitig aushelfen bzw. voneinander *schmarotzen* können. Hernandez et al. (2005) bezeichnen es als *parasitism*, wenn man sich dort, wo man mit der einen Sprache nicht weiterkommt, eines Wortes, Ausdrucks oder einer typischen Struktur einer anderen bedient. Bei schriftlicher Sprachproduktion in einer fremden Sprache treten solche „Parasitismen“ häufig in Form ungewollter wörtlicher Übersetzung in Erscheinung (Arffman 2012; MacDonald 2013; Hornung 2017).

Entrenchment, Verschanzung, ist ein weiteres Schlüsselwort des *Competition-Models*: Je tiefer die lexikalischen, syntaktischen und textuellen Strukturen –und Denkweisen, muss man im Sinne Humboldts hinzufügen– einer Sprache im synaptischen Netzwerk eines Individuums verankert sind, umso stärker beeinflussen sie neuronale Netzwer-

ke anderer Sprachen, vor allem, wenn diese erst langsam und manchmal auch sehr mühsam aufgebaut werden müssen. In der Bates-Schule spricht man diesbezüglich von *resonances*, Resonanzräumen. Auch wenn es eine ausgewogene Mehrsprachigkeit wohl äußerst selten gibt, entwickeln Kinder, die mit mehreren Sprachen und Weltansichten gleichzeitig aufwachsen, diese Resonanzräume und können sich dann auch zwischen den Sprachen je nach Kommunikationssituation und Adressatin oder Adressat relativ souverän bewegen und in ihrem Verhalten den jeweiligen kulturspezifischen Erwartungen anpassen (Hornung 2016). Die beiden Humboldtbrüder scheinen zu dieser Gruppe von Mehrsprachigen gehört zu haben.

4.2 Sprachen im mehrsprachigen Klassenzimmer

Es bleibt die Frage zu beantworten, ob, wie und inwieweit Humboldts zutiefst dynamische Konzeption von Sprache sich im modernen, häufig mehrsprachigen Klassenzimmer realisieren lässt, ohne dass die zu erlernende fremde Sprache lediglich als ein *daseynloses Gedankenwesen* behandelt würde. Entscheidend dürfte dabei sein, dass es gelingt, das Sprachlernen als ein sprachliches Handeln erlebbar zu machen, das *auf den Ausdruck des Gedanken [und] nicht auf die Bezeichnung eines Gegenstandes geht*. Jim Cummins hat mit seinem berühmten, vieldiskutierten und immer wieder überarbeiteten *Eisbergmodell* eine theoretische Grundlage für den Unterricht im mehrsprachigen Klassenzimmer geschaffen (vgl. Cummins 1979; 2006). Gemäß dem *Eisbergmodell* ist bei Zwei- und Mehrsprachigen von einem sprachübergreifenden kognitiven Potenzial auszugehen, das sich je nach Sprechsituation in einem auf die Sprache der jeweiligen Adressatinnen und Adressaten bezogenen sprachlichen Handeln äußert. Humboldts Überzeugung von der Interkonnektivität von Sprache und Denken, die sich in einer spezifischen *Sprachform* und in einer spezifischen *Weltansicht* manifestiert, unterscheidet sich aber von diesem Ansatz, weil der Tegeler Gelehrte eben nicht davon ausgeht, dass Denken sich von der jeweils benützten Sprache losgelöst ereignet. Sprachlicher Relativismus besagt genau dies, dass nämlich das in ih-

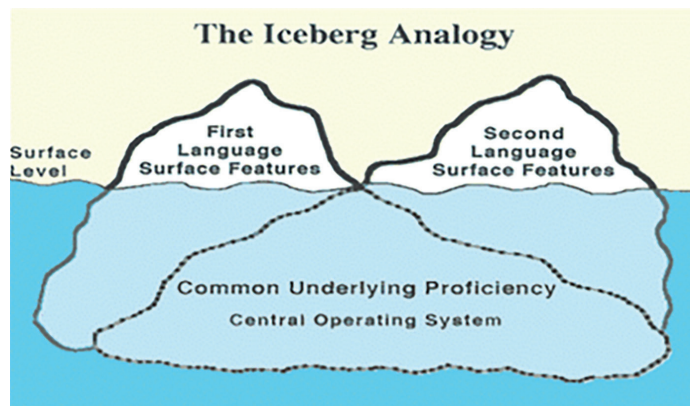


Abb. 3: Iceberg Model/Iceberg Analogy

rer Sprache realisierte Ideenpotenzial einer Kulturgemeinschaft das Denken und Sprechen jeder einzelnen ihrer Sprecherinnen und Sprecher lenkt.

Cummins' Schwellenniveau- und Interdependenzhypothese hätte Wilhelm von Humboldt vielleicht eher unterstützt, besagt erstere Hypothese doch, dass zweisprachige Kinder in der S1 und in der S2 eine ausreichende Kompetenz erreichen müssen, um kognitive Defizite zu vermeiden und ihre Zweisprachigkeit produktiv entwickeln zu können (Cummins 1982, 37f.), wohingegen die letztere Hypothese die Bedeutung der Förderung der Erstsprache für die gesamtsprachliche Entwicklung mehrsprachiger Jugendlicher unterstreicht. Der deutsche Sprachphilosoph Humboldt ist allerdings fundamentalistischer als der kanadische Sprachendidaktiker, wenn er eben doch qualitative Unterschiede zwischen den Sprachen akzeptiert und davon ausgeht, dass Sprecherinnen und Sprecher *vollkommenerer* Sprachen auch in der Lage sind, ihre Ideen in *noch so rohen* Sprachen auszudrücken (vgl. Humboldt 1836b, 272 und Abschnitt 2.3 dieses Beitrags), anders gerichtete Transferleistungen jedoch ignoriert.

5 Mehrsprachigkeit als unverzichtbares Bildungsgut

Humboldts Überzeugung, dass sprachliches Handeln nicht losgelöst vom Denken und damit von der Weltanschauung einer Sprachgemeinschaft betrachtet wer-

den kann, ist auch für uns Heutige relevant. In einer Umwelt, in der die Nachfrage nach dem immer Simpleren viele Entscheidungen diktiert, sollte die Erkenntnis der Interdependenz von Sprachsystem und Ideenentwicklung in Hinblick auf das Sprachenangebot und den Fremdsprachenunterricht an unseren europäischen Schulen aller Stufen zu denken geben. Nicht die „am einfachsten“ zu erlernende Fremdsprache sollte präferiert werden, sondern eine oder sogar mehrere als „schwieriger zu erlernende“ Sprachen sollten obligatorisch auf dem Lehrplan stehen.¹ Denken ist eben schwer (vgl. Steinthal 1855 und Abschnitt 1 dieses Beitrags). Wenn komplexere sprachliche Strukturen die kognitive Entwicklung maßgeblich beeinflussen, so ist in einer um Ideen und Pfründen ringenden Weltgemeinschaft ernsthafte und ehrliche Mehr-Sprachigkeit oberste Pflicht. ■

Literatur

- Humboldt, Wilhelm von (1825): Über das Entstehen der grammatischen Formen und ihren Einfluss auf die Ideenentwicklung. Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften. Berlin.
- Humboldt, Wilhelm von (1836a): Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. Berlin.
- Humboldt, Wilhelm von (1836b; E-Book 2016): Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues. Digitalisierung Gunter Pirntke.
- Humboldt, Wilhelm von (1838): Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java, nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. 3 Bde. Berlin.
- Arffman, Inga (2012): Unwanted Literal Translation. In: Education Research International. Article ID 503824, 13ff.
- Bichsel, Peter (1994): Es gibt nur Eine Sprache. Rede anlässlich der Gründung der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft zur Förderung des mehrsprachigen Unterrichts. (www.plurilingua.ch) In: Praxis Deutsch 24 (1997), 144, 4–9.
- Canagarajah, A. Suresh (2013): Translingual Practice. London.
- Cummins, Jim (1979): Linguistic interdependence and the educational development of bilingual children. In: Review of Educational Research 49/79, 222–251.
- Cummins, Jim (2000, Reprint 2006): Language, Power and Pedagogy. Bilingual Children in the Crossfire. Clevedon, Buffalo, Toronto, Sydney.
- Deutscher, Guy (2010): Through the Language Glass. New York.
- Diehl, Erika u.a. (2006): Grammatikunterricht, alles für der Ka... Untersuchungen zum Zweitspracherwerb Deutsch. Tübingen.
- Geier, Manfred (2009): Die Brüder Humboldt. Eine Biographie. Reinbek bei Hamburg.
- Grisoni, Luigi/Tally McCormick Miller/Friedemann Pulvermüller (2017): Neural Correlates of Semantic Prediction and Resolution in Sentence Processing. In: Journal of Neuroscience 37 (18), 4848–4858.
- Hernandez, Arturo/Ping Li/Brian MacWhinney (2005): The Emergence of Competing Modules in Bilingualism. In: Trends in Cognitive Sciences 9/5, 220–225.
- Hornung, Antonie (2002): Zur eigenen Sprache finden. Modell einer plurilingualen Schreibdidaktik. Tübingen [Neudruck 2010: de Gruyter].
- Hornung, Antonie (2006): Über die Bedeutung des plurizentrischen Ansatzes für die DaF-Didaktik (in Italien). In: Luigi Reitani/Karlheinz Rossbacher/Ulrike Tanzer (Hg.): Italia – Österreich. Sprache, Literatur, Kultur. Udine, 75–89.
- Hornung, Antonie (2015): Deutsch von innen – Deutsch von außen. In: Hans Drumbl/Antonie Hornung (Hg.): IDT 2013 Hauptvorträge. Bd. 1. Bozen, 12–20.
- Hornung, Antonie (2016): Leben mit multiplen Identitäten. In: Jianhua Zhu/Jin Zhao/Michael Szurawitzki (Hg.): Germanistik zwischen Tradition und Innovation. Akten des XIII. Kongresses der Internationalen Vereinigung für Germanistik (IVG), Schanghai. Bd. 2. Frankfurt/M., 285–289.
- Hornung, Antonie (2017, im Druck): Translation – Does it Enhance or Block Multilingual Writing? In: Jan Ten Thije (Hg.): Multilingualism in Academic and Educational Constellations. Amsterdam.
- Hornung, Antonie (in Vorb.): Heymann Steinhals psycho-philosophischer Begriff von Sprache und dessen Bedeutung für das Denken Antonio Labriolas.
- Kant, Immanuel (1784): Was ist Aufklärung? In: Berlinische Monatsschrift, Dezember 1784, 481–494.
- Katzner, Kenneth (1995): The Languages of the World. London/New York.
- Kruse, Norbert/Konrad Ehlich/Bernd Maubach/Anke Reichardt (Hg.) (2014): Unkonventionalität in Lernertexten. Zur Funktion von Di-

(1) Es verwundert in der Tat, dass mit der Osterweiterung der EU nicht mindestens eine slawische Sprache in die west-europäischen Curricula aufgenommen wurde.

- vergenz und Mehrdeutigkeit beim Textschreiben. Berlin.
- MacDonald, Maryellen C. (2013): How Language Production Shapes Language Form and Comprehension. In: *Frontiers in Psychology* 4/226, 1–16.
- McWhinney, Brian/Elizabeth Bates (1994): The Competition Model and UG. Online: <http://repository.cmu.edu/psychology/194/> [gelesen am 16.9.2017].
- Malitz, Jürgen (2001): Der Umgang mit Fremden in der Welt der Griechen: „natives“, Perser, Juden. In: Waltraut Schreiber (Hg.): *Kontakte Konflikte Kooperationen. Der Umgang mit Fremden in der Geschichte*. Neuried, 47–76.
- Nazzi, Thierry/Josiane Bertoncini/Jacques Mehler (1998): Language Discrimination by Newborns: Toward an Understanding of the Role of Rhythm. In: *Journal of Experimental Psychology: Human Perception and Performance*. Bd. 24, Nr. 3, 756–766.
- Oesterreicher, Wulf (2005): Mehrsprachigkeit als Bedingung geisteswissenschaftlicher Produktivität und die Aufgabe einer Hierarchisierung der europäischen Sprachen. In: Daniel Jacob/Thomas Krefeld/Wulf Oesterreicher (Hg.): *Sprache, Bewußtsein, Stil. Theoretische und historische Perspektiven*. Tübingen, 97–112.
- Oesterreicher, Wulf (2013): „Negerhandel, schnöde Gewinnsucht und lächerlicher Farbenstolz“. Nationalismus, Ethnozentrismus und Rassismus in der Sprachforschung des 19. Jahrhunderts. In: Markus Messling/Ottmar Ette (Hg.): *Wort Macht Stamm. Rassismus und Determinismus in der Philologie*. München, 301–328.
- Pulvermüller, Friedemann (2003). *The Neuroscience of Language. On Brain Circuits Of Words and Serial Order*. Cambridge.
- Rosenzweig, Franz (1926): *Die Schrift und Luther*. In: Ders. (Ausgabe 1976): *Die Schrift. Aufsätze, Übertragungen und Briefe*. Königstein/Ts., 51–77.
- Steinthal, Heymann (1855): *Grammatik, Logik und Psychologie: ihre Principien und ihr Verhältniss zu einander*. Berlin.
- Stierle, Karlheinz (1983): Zwei Hauptstädte des Wissens: Paris und Berlin. In: Otto Pöggeler/Annemarie Gethmann-Siefert (Hg.): *Kunsterfahrung und Kulturpolitik im Berlin Hegels*, *Hegel-Studien Beiheft* 22, Bonn [1982], 83–111.
- Tomasello, Michael/Dan Isaac Schlobin (Hg.) (2004): *Beyond Nature-Nurture: Essays in Honor of Elizabeth Bates*. New Jersey.
- Trabant, Jürgen (1990): Ideelle Bezeichnung. Steinthals Humboldt-Kritik. In: Ders./Achim Eschbach (Hg.): *History of Semiotics*. Amsterdam/Philadelphia, 251–273.
- Trabant, Jürgen (2013): Alexander von Humboldt über Erdgewalt und Geisteskraft in der Sprache. In: Markus Messling/Ottmar Ette (Hg.): *Wort Macht Stamm. Rassismus und Determinismus in der Philologie*, 137–151.
- Wehler, Hans-Ulrich (1987): *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 1: 1700–1815; Bd. 2: 1815–1845/49. München.
- Werlen, Iwar (2002) *Sprachliche Relativität*. Tübingen.
- Whorf, Benjamin Lee (1956): *Language, Thought and Reality* (hg. von John B. Carroll). Cambridge.